

Gerhard Poppenberg

Maria voll der Gnade

Geschichte und Gehalt eines Denkbilds



Matthes & Seitz Berlin

Sagt an, wer ist doch diese,
die vor dem Tag aufgeht,
die überm Paradiese
als Morgenröte steht?
Geziert mit Mond und Sternen
im Sonnenglanz erhöht

Guido Maria Dreves (1885)
nach Johannes Khuen (1638)
nach Das Hohe Lied 6,10

Dann erschien ein großes Zeichen am Himmel: eine Frau, mit der Sonne bekleidet; der Mond war unter ihren Füßen und ein Kranz von zwölf Sternen auf ihrem Haupt. Sie war schwanger und schrie vor Schmerz in ihren Geburtswehen. Ein anderes Zeichen erschien am Himmel: ein Drache, groß und feuerrot, mit sieben Köpfen und zehn Hörnern und mit sieben Diademen auf seinen Köpfen. [...] Da entbrannte im Himmel ein Kampf; Michael und seine Engel erhoben sich, um mit dem Drachen zu kämpfen. Der Drache und seine Engel kämpften, aber sie konnten sich nicht halten, und sie verloren ihren Platz im Himmel. Er wurde gestürzt, der große Drache, die alte Schlange, die Teufel oder Satan heißt und die ganze Welt verführt; der Drache wurde auf die Erde gestürzt, und mit ihm wurden seine Engel hinabgeworfen.

Apokalypse 12,1–9

Inhalt

I Christliche Heilige – Namenstag und Geburtstag	9
II Maria – Kult und Theologie	28
III Unbefleckte Empfängnis – Bildgestalt und Bildgehalt	47
IV Weiblichkeit – Aphrodite und Maria	62
V Schönheit – Anmut und Politik	79
VI Geschichtstheologie – Immaculata als Geschichtszeichen	103
VII Politische Theologie – Nuestra Señora de Guadalupe	120
VIII Anmerkungen	171
IX Bibliographie	181
X Abbildungsverzeichnis	190

1 Christliche Heilige – Namenstag und Geburtstag

Es ist noch nicht allzu lange her, dass in katholischen Gegenden und Ländern der Namenstag einer Person gefeiert wurde. Er war bedeutender als der Geburtstag, der erst in höherem Lebensalter – im Rückblick auf das Glück, so lange gelebt zu haben – gefeiert wurde. Heute ist der Geburtstag der bedeutendste Festtag im Leben einer Person; der Namenstag ist so gut wie vergessen. Das ist nicht eine schlicht nostalgische Erinnerung, sondern Anlass zu einer kulturgeschichtlichen und mentalitätstheoretischen Überlegung, gar Diagnose.

Was wird am Geburtstag, was am Namenstag gefeiert, und was ist der Unterschied zwischen beiden? Der Geburtstag feiert die schiere Kontingenz der Geburt des Einzelnen in seiner Einzigkeit. An sich ist der Tag der Geburt vollkommen bedeutungslos; er wird deshalb mit absoluter Bedeutung aufgeladen, die aber zunächst ohne Gehalt ist. Die neugeborene Person, das Ich selbst des in sich geschlossenen Einzelnen muss sich im Zuge seines Lebens selbst erfinden und den Gehalt der Person bilden. Dagegen

steht der Namenstag im Zusammenhang der Namensgebung, die ein intentionaler und kulturstiftender, poetisch-performativer Akt ist. Seit alters gibt es die Vorstellung der Prägung durch den Eigennamen.

Der Psychoanalytiker Karl Abraham spricht von der »determinierenden Kraft des Namens«, die bewirkt, dass beispielsweise »ein Knabe, der den gleichen Vornamen trägt wie ein berühmter Mann, diesem nacheifert«. Der Name ist die sprachliche Gestalt des Wunsches der Namensgeber für seinen Träger. Das teilt er mit anderen Trägern des Namens, die deshalb eine durch ihn motivierte soziale Gruppe bilden. Ein Wolfgang soll ein guter Wolfsjäger, ein Gerhard ein Kämpfer werden, der stark mit dem Speer umgeht. Er kann allgemein einen agonalen Charakter entwickeln oder – wie in meinem persönlichen Fall – diese determinierende Kraft in sublimierter Form nutzen und beispielsweise das Feld des Ingeniösen, die Kunst des Scharfsinns und der Pointe zu einem Lebensthema machen.

Die Benennung nach einem christlichen Heiligen ist ähnlich motiviert. Der Heilige ist durch die besondere Art seiner Lebensführung ein Vorbild, dem der Träger seines Namens nachstreben möge. Und er ist als eine historisch wirkliche Person, die durch den Kanonisierungsprozess der Kirche als jemand bestimmt ist, der bereits in der Gemeinschaft der Heiligen im Himmel weilt, ein Beschützer: der Schutzheilige des Namensträgers. Der Name gibt einer Person

eine Deutung ihres Lebens für den Lebensweg, die sich an der etymologischen Bedeutung des Namens oder dem Lebensgang des Heiligen orientiert; er stellt das individuelle Leben in eine soziale und historische Kontinuität und gibt dem Träger des Namens mit der Lebensgeschichte des Heiligen ein Modell für sein Leben vor, das er individuell ausgestalten kann.

Die Feier des Heiligen findet entsprechend auch nicht an seinem Geburtstag, sondern an seinem Todestag, in Rücksicht auf sein gesamtes mustergültiges Leben statt. In meinem persönlichen Fall ist der heilige Gerhard der Namensgeber; er war Bischof im ungarischen Csanád und starb an dem nach ihm benannten Gellértberg im heutigen Budapest den Märtyrertod. Die determinierende Kraft hat in diesem Fall in säkularisierter Form gewirkt. Ich bin nicht Bischof in der katholischen Kirche, sondern Professor an der Universität Heidelberg geworden; an die Stelle der Mutter Kirche ist die Universität als *alma mater*, an die Stelle von Religion und Theologie sind »Wissenschaft und Kunst« (Goethe) als geistige Nahrung getreten.

Die Vorgänge der Heiligsprechung und ihr folgend der Namensgebung sind zudem eingebunden in einen institutionellen Rahmen. Die Kirche ist ein eigener Rechts- und Verwaltungsraum, der den Mitgliedern mit dem liturgischen Kalender, den Hochfesten als Gliederung und Zäsur im Jahresablauf und den jeweiligen Tagesheiligen eine rechtlich gesicherte

und organisatorisch verlässliche Ordnung gewährleistet. Entsprechend ist die Heiligsprechung – die Kanonisierung – ein Akt des kanonischen Rechts. Ein Mensch, der ein mustergültiges – heiligmäßiges – Leben geführt hat, wird nach einem geregelten Verfahren in den Kreis der Heiligen aufgenommen und an einem bestimmten Tag des liturgischen Kalenders gefeiert. Der Kanon der Heiligen gibt die *exempla* christlichen Lebens vor.

In säkularisierter Form haben die kommunistischen Revolutionäre verdiente Kämpfer – beispielsweise Ernst Thälmann oder Rosa Luxemburg – zu Vorbildern erklärt. Und in der bürgerlichen Kultur gibt es die kanonischen Autoren mit ihren exemplarischen Werken. Sie werden von Philologen, die einen Ordinierungsprozess durchlaufen haben, nach bestimmten Kriterien – Stil, Ästhetik, Form, Gehalt – ausgewählt und in Gestalt von Deutungen überliefert, in denen ihre Mustergültigkeit entfaltet wird. Das ist ebenfalls eine säkulare Kanonisierung. Der kanonische Autor trägt als *poeta laureatus* den Lorbeerkranz wie der kanonische Heilige die Aureole. Dagegen hat der moderne Dichter in Baudelaires ironischem Prosagedicht »Perte d'auréole« im Großstadtgewühl seine Aureole verloren. Walter Benjamin hat das aufgegriffen und zur kulturwissenschaftlichen Denkfigur der Aura von Kunstwerken entwickelt, die durch die modernen Repräsentationstechniken verlorenggeht.

Die kanonischen Autoren geben mit ihren Werken den Lesern und Leserinnen einer Gesellschaft Orientierung und geistige Nahrung. Der Widerstand gegen den Kanon ist durch den Wunsch motiviert, sich als eigenständiges autonomes Individuum nicht vorschreiben zu lassen, was man zu lesen habe. Der Streit hat seine Tiefenstruktur in der Prämoderne. In der *Querelle des Anciens et des Modernes* wurde vor allem in Frankreich um die Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert – aber auch bereits ein Jahrhundert zuvor in Spanien – die Mustergültigkeit der antiken Autoren bestritten und die Eigenständigkeit der modernen Autoren behauptet. Das Originalgenie des 18. Jahrhunderts ist die literarische Gestalt des modernen Individuums.

Der sich in diesem Zuge ausbildende bürgerliche Kanon der Hochliteratur wurde dann von den Avantgarden des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts wiederum im Namen eines Imperativs »absoluter Moderne« (Rimbaud) bestritten, bis auch diese Moderne wieder kanonisch wurde. Deshalb gibt es heute statt eines Kanons eine endlose – nicht nur ästhetisch, sondern vor allem politisch motivierte – Diversifizierung der Leselisten, die allerdings den Gedanken des Kanons nicht aufgeben, sondern nur anders, nämlich als partikulare Auswahl in Rücksicht auf eine besondere Fragestellung – Geschlechtsidentität, ethnische Herkunft, Klassenzugehörigkeit, koloniales Erbe – gestalten. Die Notwendigkeit der

Diversifizierung liegt auf der Hand und ist unbestreitbar. Welche Konsequenzen sie für die Konfiguration von Gesellschaften hat, dürfte eine vorrangige Frage einer ihrem Gegenstand angemessenen Kulturwissenschaft der Zukunft sein.

Eine bedeutende Dimension der Heiligenverehrung ist, die irdisch-zeitliche mit der himmlisch-ewigen Kirche zu verbinden. Der Heilige ist ein irdischer Mensch, der auf Grund seiner Heiligkeit bereits nach seinem Tod und vor der endgültigen Unterscheidung der Geister im Jüngsten Gericht ein Mitglied der himmlischen Gemeinschaft ist. So ist er ein Moment der irdischen Gemeinschaftsbildung, denn die Heiligen werden an ihren Gedenktagen – den Namens-tagen – liturgisch verehrt.

Der spirituell-ontologische Status dieses Gedenkens hat sein Maß an der Eucharistie, der sakramentalen Wiederholung des Opfers Christi, durch das die Gemeinschaft der Gläubigen gestiftet wurde und im Messopfer weiterhin gestiftet wird. Deshalb sind die Märtyrer die ersten Heiligen, denn sie haben in ihrer Passion die Nachfolge Christi angetreten. Das bedeutet auch, dass die Heiligenverehrung etwas von dieser sakramentalen Wirklichkeit der Eucharistie hat. Der Heilige ist durch sein heiligmäßiges Leben ein wirkliches und wirksames Vorbild für das Leben des Trägers seines Namens. Etwas von seiner Heiligkeit wirkt in der performativen Kraft des Namens in dessen Träger.

Die Heiligen sind als je historische Personen Muster christlichen Lebens: die »schöpferischen Vorbilder der je gerade fälligen Heiligkeit, die einer bestimmten Periode aufgegeben ist«, so zitiert Marcus Sieger in *Die Heiligsprechung* eine Formulierung Karl Rahners. Deshalb ist der Heiligenkult nicht eine Verehrung des Heiligen (*cultus sanctitatis*), sondern der Heiligen (*cultus sanctorum*). Zu solchen Vorbildern werden sie durch den institutionellen Akt der Heiligsprechung im Rahmen eines eigens dafür eingerichteten Verfahrens, der Kanonisierung. Sie sind, noch einmal Karl Rahner, »die ›offiziellen‹, amtlich öffentlich geschichtlich gewordenen Weisen der Selbstfindung der Kirche«.¹ Die Heiligen geben Modelle einer, der jeweiligen historischen Konstellation angemessenen, christlichen Lebensführung; sie sind Gestalten der historischen Daseinsform der christlichen Kirche.

Die erste Ausprägung des Heiligenkults ist die Verehrung der für ihren Glauben gestorbenen Märtyrer. Sie waren von Anfang an ein Moment der Gemeinschaftsbildung, indem ihrer in den jeweiligen Gemeinden am Tag der Jährung ihres Todes in einem liturgischen Akt gedacht wurde. Dieser zunächst von den Gläubigen ausgehende Brauch wurde ab dem 4. Jahrhundert zunehmend institutionell geregelt; die kirchliche Lehre und kirchenrechtliche Heiligsprechung als Institutionalisierung der Heiligenverehrung folgt einer bestehenden kultischen

Praxis der Gemeinde und gibt ihr eine institutionelle und lehramtliche Gestalt.² Die Historizität des Heiligenkults wird erkennbar im Übergang vom Märtyrer zum Bekenner. Nach dem Ende der Christenverfolgungen ist der Märtyrertod keine mustergültige Gestalt des christlichen Lebens mehr. Er wird durch das heiligmäßige Leben der Asketen, Mönche und anderen glaubensstarken Frommen ersetzt, die nicht ihr Leben opfern, sondern das Opfer zur Form des täglichen Lebens machen.³ Das Muster der Mustergültigkeit hatte sich verändert.

Die zunächst lokal am Grab des Märtyrers und zum Jahrestag seines Todes stattfindende Heiligenverehrung weitete sich ab dem 4. Jahrhundert aus, indem Überreste aus den Gräbern – Reliquien – an andere Orte überführt und dort der Grund für eine Verehrung des in seinen Reliquien präsenten Heiligen wurden. Dieser an den materiellen Träger gebundene Kult wurde ab dem 11. Jahrhundert zunehmend geistiger. Nachdem die Heiligsprechung von den einzelnen Bischöfen an den Papst übergegangen war, wurde ein neuer, in den Kanon aufgenommener Heiliger zunächst weiterhin für seine Herkunftsregion, im Weiteren aber auch für die gesamte Kirche verehrungswürdig. Die Heiligenverehrung wurde von dem lokalen und materiellen Träger abgelöst und zu einem spirituellen Akt.

Entsprechend wurde das Verfahren der Kanonisierung – das Wort kommt ebenfalls im 11. Jahrhun-

dert auf – strenger formalisiert, weil die Heiligmäßigkeit des Lebens nicht unmittelbar von den Gläubigen einer Gemeinde erfahren und entsprechend bezeugt werden konnte. Unter den Päpsten Alexander III. (1159–1181) und Innozenz III. (1198–1216) wurde die Kanonisierung endgültig zu einer Sache des Papstes. Ein regelrechter Heiligsprechungsprozess mit feststehendem Verfahren wurde ab dem 13. Jahrhundert institutionalisiert. Ab 1588, nach dem Konzil von Trient, bei dem die katholische Kirche den Umstürzen der protestantischen Reformation, zu der auch eine scharfe Kritik der Heiligenverehrung gehörte, mit einer theologischen Neubestimmung der leitenden Dogmen begegnete, ist die Ritenkongregation das zuständige Gremium zur Durchführung des Heiligsprechungsprozesses, denn die Feste der Heiligen sind Teil des liturgischen Kalenders. Der Heiligenkult wird zu einem Moment der gegenreformatorischen theologischen und liturgischen Neuordnung der katholischen Kirche.

Für das Verfahren der Heiligsprechung sind zwei Momente entscheidend: das verdienstvolle und heiligmäßige Leben (*fama sanctitatis*) und die Wunder, die durch die Fürsprache des Heiligen im Leben und nach seinem Tod von Gott gewirkt wurden (*fama miraculorum*). Beide Momente bestätigen sich gegenseitig, so dass weder ein heiligmäßiges Leben noch Wunder allein zur Kanonisierung ausreichen.⁴ Das mustergültige Leben allein wäre banal, weil es

nur ein Rollenbild vorgibt. Wunder allein könnten diabolischer Trug sein. Sie werden durch das verdienstvolle Leben approbiert und dieses durch die Wunder mit einem höheren Charisma ausgestattet.

Beides sind Momente einer geistigen Kraft, die der Heilige hat und entsprechend ausstrahlt. In den allermeisten Fällen sind die Wunder Krankenheilungen. Die Frage ist, was ein Wunder ist und was es bedeutet. Definitionsgemäß ist es eine Wirkung ohne eine reguläre, natürliche oder technische Ursache. Es setzt aber nicht einfach die Gesetze der Natur und der Zivilisation außer Kraft, es ist vielmehr der Einschlag des Übernatürlichen und Übermenschlichen in die Welt, die sichtbar und wirklich gewordene Kraft der Übernatur; in der christlichen Sprache heißt sie Gnade.

Die *fama* ist der Ruf – das Wort ist etymologisch mit *fari* (sprechen) verbunden –, der sich um eine Person verbreitet. Sie wird durch die allgemeine Wertschätzung der Gläubigen gebildet und wirkt als heilbringende Kraft auf die Gemeinschaft zurück. Sie ist die Gestalt der gesellschaftlich vermittelten und approbierten Kraft des Heiligen, die durch die Kanonisierung institutionell begründet wird. Das jeweils Mustergültige des Heiligen ist demnach nicht ein vorgegebenes abstraktes Vorbild, sondern eine Form der Lebensführung, die das Volk der Gläubigen als beispielhaft erkannt und durch seine Wertschätzung hervorgehoben hat; es entstammt dem jeweils wirk-

lichen Leben. Das historisch real Gegebene eines einzelnen Lebens wird durch die *fama sanctitatis* und die daraus hervorgehende Kanonisierung in die Gestalt eines gesellschaftlich vermittelten Allgemeinen verwandelt. Das ist die Form der wesentlichen Geschichtlichkeit des heiligmäßig Mustergültigen: »der je gerade fälligen Heiligkeit, die einer bestimmten Periode aufgegeben ist« (Rahner). So sind die Heiligen Gestalten der Vermittlung von individuellem Leben und Gemeinschaft, von Einzelem und Allgemeinem.

In seinen *Disputationes de controversiis Christianae fidei adversus hujus temporis haereticos* (1586–1593) hat Robertus Bellarminus (1542–1621) die zwischen den Konfessionen theologisch kontrovers verhandelten Artikel systematisch zusammengestellt und argumentativ im Sinn der katholischen Kirche begründet. In der vierten Kontroverse handelt er von der Heiligenverehrung. Die Abhandlung ist ein Muster der philologisch-historischen Argumentation. Er führt die unterschiedlichen Positionen der »Häretiker unserer Zeit« an, der Protestanten aller Couleur, die den Heiligenkult als Aberglauben und die Marienverehrung als Blasphemie verurteilen, weil sie Maria die gleiche, gar höhere Verehrung zubillige als Christus selbst, und widerlegt diese mit den entsprechenden Stellen aus der Schrift sowie patristischer und scholastischer Autoren. Die Argumentation findet im Rahmen eines historisch entstandenen und durch Überlieferung approbierten Diskussions- und

Deutungsraums statt. Die Stellen aus der Schrift und aus den Werken der Theologen sind *testimonia*, die den Glauben und seine Wahrheit bezeugen, indem sie sich allesamt gegenseitig bezeugen. Das entscheidende Kriterium ist die übereinstimmende Argumentation dieser Überlieferung.

Der Befund Bellarmins ist entsprechend, dass alle Gelehrten seine Argumentation unterstützen (*omnes doctores pro nobis esse*). Die Position der katholischen Kirche ist diejenige, die aus dem Argumentationszusammenhang der Theologen hervorgegangen ist, der wiederum aus Deutungen der Schrift entstanden ist. Entsprechend definiert er die Kanonisierung als »öffentliches Zeugnis der Kirche über die wahrhafte Heiligkeit und Herrlichkeit eines bereits gestorbenen Menschen (*publicum Ecclesiae testimonium de vera sanctitate et gloria alicuius hominis iam defuncti*)«.

Entscheidend für den Namenstag ist, dass der Einzelne nicht als dieser Einzelne im engen Gehäuse der Individualität gefeiert wird, sondern von Anfang an als eine durch die Namensgebung gesellschaftlich eingebundene und kulturell vermittelte Person betrachtet wird. Der Name gibt dem Einzelnen eine Bedeutung, die er mit den anderen Trägern des Namens teilt und die ihren Gehalt im Namensgeber, dem jeweiligen Heiligen und dessen mustergültigen Leben hat. Der Heilige hat eine Geschichte; sie wird in der Legende, die sich um ihn bildet, überliefert.

So gibt er dem Kind von Anfang an durch seinen Namen eine überindividuelle Dimension und Bedeutung: *nomen est omen*. Die Personen, die am selben Tag Namenstag feiern, sind virtuell im Namen und dem Namenspatron vergesellschaftet. Virtuell bedeutet dabei nicht simulakrisch-scheinhaft, sondern real: durch die *virtus*, die Kraft des Namens und des Heiligen.

Dagegen bilden die am selben Tag geborenen Menschen keine Gruppe; sie teilen zwar das *factum brutum* des zufälligen Zeitpunkts der Geburt, aber das allein stiftet keinen Bezug untereinander. Der Geburtstag ist nur für den je einzelnen Menschen bedeutsam; er gibt ihm in seiner einzigartigen Individualität Bedeutung. Der Name ist in dieser Perspektive lediglich die referenzielle Markierung dieser einzelnen Person. Mentalitätsgeschichtlich steht die Feier des Geburtstags in der Linie der »Entdeckung des Individuums« (Jacob Burckhardt) in der Renaissance und der Aufwertung des einzelnen Gläubigen gegenüber dem Priestertum durch die Reformation. Jeder ist unmittelbar zu Gott und in der Welt.

Das ist der Beginn einer Neukonfiguration des Menschen, die bis heute wirksam und heute wirklicher denn je ist: von der Reformation über die Revolution der Erklärung der Menschenrechte bis zum Imperativ der Selbstverwirklichung. Karl Vossler hat seinerzeit diesen Beginn des modernen Individuums durch philologische Untersuchungen des Stils von

Benvenuto Cellini und Pietro Aretino nachgezeichnet.⁵ Stil ist eine Kategorie, um die angedeutete Fragestellung zu entfalten.

Die Feier des Namenstags und des Geburtstags bedeuten zwei unterschiedliche Konzeptionen von Person und Persönlichkeit im Horizont von Einzelem und Allgemeinem. Im einen Fall ist der Einzelne jemand, dem es aufgegeben ist, seine Persönlichkeit selbst zu bilden und ihr um die anfängliche Leere im Laufe des Lebens eine Bedeutung zu geben. Das ist die Verfassung des modernen Individuums. Im anderen Fall ist der Einzelne jemand, der seine Persönlichkeit im Horizont eines Bedeutungszusammenhangs präfiguriert findet und in diesem Rahmen ausbilden kann. Das ist das prämoderne Individuum. Die Frage ist, was der soziokulturelle Sinn der jeweiligen Konfiguration der Persönlichkeit ist.

Die Marienfigur ist ein Teil der christlichen Religiosität und Theologie seit den Anfängen des Christentums. Seit der protestantischen Reformation ist der Marienkult – wie die Heiligenverehrung allgemein – jedoch ein Moment vor allem im Raum des katholischen Christentums. Zwar spielt die Person Mariä in den Evangelien kaum eine Rolle, aber als Mutter des Mensch gewordenen Gottes hatte sie gleichwohl eine besondere Bedeutung und in der Heiligenverehrung hat die heilige Maria eine Sonderstellung inne. Sie steht außerhalb des Kanons der übrigen Heiligen, doch die ihr eigentümliche Heiligkeit

ist das Maß der Heiligkeit überhaupt. Die Tatsache, dass Maria zu den weltweit verbreitetsten Namen gehört, mag eine erste empirische Rechtfertigung für das Interesse an ihr sein. Und da der Name sogar als Bestandteil von Männernamen möglich ist, kann er im Zeitalter von Diversität und Genderfluidität besonders interessant sein.

Die Heiligen und besonders Maria vermitteln zwischen den Menschen und Gott, zwischen Erde und Himmel. Sie sind Zwischenwesen von der Seite der Menschen, wie die Engel Zwischenwesen von der Seite Gottes sind: Medien im Wortsinn. Das Zwischen ist ihr Ort und ihre Bestimmung. Als Vermittler der Gnade sind sie relationale und surreale Gestalten. Ihr Wesen ist die Beziehung zwischen der Welt und der Überwelt, der Wirklichkeit und der Überwirklichkeit. Maria ist die Figur überhaupt dieser Medialität. Als Mutter Jesu Christi ist sie realiter das Medium der Inkarnation: der Menschwerdung Gottes. Im Weiteren wird sie zur allgemeinen Gnadenvermittlerin; durch ihre Fürbitte wird die Gnade Gottes vergeben. So wird sie zur Gestalt der Ekklesia, der Kirche im geistlichen, institutionellen und materiellen Sinn. Zahllose Kirchen und Kathedralen sind ihr – Unserer Lieben Frau, Notre Dame, Nuestra Señora, Nostra Signora, Nossa Senhora, Our Lady etc. – gewidmet. Sie ist als Mutter Gottes auch die institutionelle und spirituelle Mutter der Kirche, die deshalb selbst zur Mutter Kirche werden kann.



Abb. 1: Fra Angelico, *Sacra Conversazione*, um 1443

Im Verbund der christlichen Heiligen ist Maria das Muster der Heiligkeit überhaupt: die Metaheilige. Der Bildtypus *Sacra Conversazione* zeigt Maria inmitten von Heiligen, deren »Königin« sie ist. Sie ragt aus der Schar der Heiligen heraus, weil sie die Mutter Jesu Christi, der Gründerfigur des Christentums, ist. Und wie die Heiligen Schutzpatrone der Träger ihres Namens sind, ist Maria – dargestellt als Schutzmantelmadonna – die Schutzpatronin der ganzen Menschheit.

Deshalb ist es erstaunlich, dass Maria erst nach und nach und über einen langen Zeitraum eine wahrnehmbare Konfiguration im religiösen Imaginären des Christentums erhalten hat. In den Evangelien nimmt sie nur eine marginale Stellung ein. Sie ist

Erste Auflage Berlin 2026
Copyright © 2026
MSB Matthes & Seitz Berlin
Verlagsgesellschaft mbH
Großbeerenstraße 57A, 10965 Berlin, Deutschland
info@matthes-seitz-berlin.de

Alle Rechte vorbehalten,
insbesondere die Nutzung des
Werks für Text- und Data-Mining
im Sinne von § 44b UrhG.

Umschlaggestaltung: Jennifer Kroftova, Berlin
Umschlagmotiv: Cyanotypie von Jennifer Kroftova
Satz und Layout: MGN, Cartagena
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck,
Deutschland
Printed in Germany
ISBN 978-3-7518-6513-5
www.matthes-seitz-berlin.de